

## Vater Pazifist, Sohn Frontkämpfer – das schwierige Verhältnis von Adolf und Brandel Geck

Kurt Hochstuhl<sup>1</sup>

Die Julikrise stürzte die Sozialdemokraten in ein argumentatives Dilemma. Dem nationalistischen Taumel, der fast alle europäischen Gesellschaften erfasste, stand die traditionell internationalistisch ausgerichtete europäische Arbeiterbewegung wie gelähmt gegenüber. Bis wenige Tage vor Kriegsausbruch hielt auch die deutsche Arbeiterbewegung an ihrer bisherigen Friedenspolitik unbeirrt fest. Noch am 25. Juli 1914 verkündete der SPD-Parteivorstand: „Wir wollen keinen Krieg! Nieder mit dem Kriege! Hoch die internationale Völkerverbrüderung!“ Gleichzeitig herrschte allgemeines Verständnis auch in den Reihen der Genossen für eine lokal begrenzte Strafaktion Österreich-Ungarns an Serbien, dem die Verantwortung für das Attentat auf den österreichischen Thronfolger zugeschrieben wurde. Die Gefahr, dass dabei die Logik der Bündnisverpflichtungen innerhalb der europäischen Staaten eintreten und damit der Weg zum Krieg beschritten werden würde, wurde allgemein als sehr gering eingeschätzt. Weitgehend Einigkeit bestand schon vor 1914 in den Reihen der Sozialdemokraten, dass sie im Falle eines Angriffskrieges gegen Deutschland uneingeschränkt ihrer patriotischen Pflicht nachkommen werden. Schon der Übervater der Partei, August Bebel, hatte dies in der sog. „Flintenrede“ 1904 im Reichstag ausgesprochen: „... aber wenn der Krieg ein Angriffskrieg werden sollte, ein Krieg, in dem es sich dann um die Existenz Deutschlands handelte, dann – ich gebe Ihnen mein Wort – sind wir bis zum letzten Mann und selbst die Ältesten unter uns bereit, die Flinte auf die Schulter zu nehmen und unseren deutschen Boden zu verteidigen“.<sup>2</sup>

Doch unter dem Druck der sich überschlagenden Drohungen und Ultimaten und vor allem unter dem Eindruck der offensichtlich unnachgiebigen Haltung des zaristischen Russlands gegenüber den Mittelmächten gewann die Überzeugung zunehmend Raum auch in der SPD, Russland sei der Aggressor, Deutschland dagegen der Angegriffene, eifrig gefördert von der offiziellen nationalen Propaganda. Diese Haltung kam der sozialdemokratischen Seele insofern entgegen, als die politische Rückständigkeit Russlands eine beliebte Angriffsfläche bot.

Als alles auf einen Krieg hindeutete, verstummten die pazifistischen Stimmen innerhalb der SPD. Auch wenn sie nach

außen weiterhin geschlossen auftrat, durchzog von nun an ein Riss die Partei, der häufig auch durch Familien ging.

Eine dieser Familie war die des Adolf Geck in Offenburg, über die ich Ihnen berichten möchte. Im Mittelpunkt stehen dabei drei Personen. In erster Linie der Vater Adolf (1854–1942),<sup>3</sup> Frontmann und Symbolfigur der badischen Sozialdemokratie seit den Tagen des Sozialistengesetzes, der allerdings ob seiner orthodoxen Fundamentalopposition gegen jegliche Zusammenarbeit mit dem Staatsapparat in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg durch eine neue Generation von „Revisionisten“ an den politischen Rand gedrängt worden war. Diese schlossen nämlich eine Zusammenarbeit nicht grundsätzlich aus, wenn es darum ging, die ultramontanen Vorstellungen des badischen Zentrums zu bekämpfen oder aber die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen der eigenen Anhänger zu verbessern.<sup>4</sup>

Für Adolf war die Sache klar: Die Zustimmung der Sozialdemokratie zu den Kriegskrediten am 4. August kam für ihn wie für seine politischen Kampfgefährten Klara Zetkin, Rosa Luxemburg oder Karl Liebknecht einer Kapitulation der Sozialdemokratie gleich, wie es Klara Zetkin im September 1914 in einem Brief an die Familie unumwunden ausdrückte: „Ich habe bis heute noch nicht den politischen und moralischen Bankrott der Sozialdemokratie verwunden. Er steht beispiellos da in der Geschichte“.<sup>5</sup>

*Ausflug des Wandervogels Offenburg bei Haslach im Kinzigtal: rechts vom Lehrer (mit Krawatte) Brandel Geck, ca. 1910  
Foto: Privatbesitz*



Adolfs „Gegenpart“ war sein Sohn Brandel.<sup>6</sup> Am 22. November 1893 geboren, wurde der musisch und literarisch begabte Älteste sehr früh im sozialdemokratischen Biotop sozialisiert, in dem Offenburg und sein Vater Adolf nicht nur eine regional bedeutende Rolle spielten. Denn bei den Gecks machten alle Station, die Rang und Namen in der Partei besaßen. August Bebel, der charismatische Parteivorsitzende und Trauzeuge seiner Eltern, war für Brandel Onkel Bebel, Klara Zetkin, deren Söhne Maxim und Kostia in seinem Alter waren, nannte er Tante Klara.

Doch es gab noch einen dritten Hauptakteur in unserer Dreiecksgeschichte, die Ehefrau und Mutter Marie Geck<sup>7</sup>, die im wahrsten Sinne des Wortes zwischen den Fronten stand, auszugleichen und zu vermitteln suchte und – wie so häufig in solchen Konstellationen – manchmal als Prellbock für beide Seiten dienen musste. Darunter litt sie ebenso wie unter dem schier unauflöselichen Zwiespalt von treusorgender Ehefrau und einer mit fürsorglicher Liebe für ihre Kinder erfüllten Mutter. Sie ist die Heldin im Hintergrund, und damit auch des heutigen Abends.

1892 hatte die ebenfalls in der Sozialdemokratie aktive Marie (1865–1927), eine geb. Mohsmann und schon mit 26 Jahren verwitwet, den Offenburger Drucker und Verleger Adolf Geck gehehlicht. Innerhalb von sechs Jahren kamen fünf Kinder auf die Welt, als Erster Brandel, danach Tell (1895–1986),<sup>8</sup> dann die Mädchen Erika, später verheiratete Heymann (1895–1950),<sup>9</sup> Freya, verheiratete Hinkelmann (1896–?) und als Nesthäkchen Rothraud Armanda (1898–1983).<sup>10</sup>

In seinen Erstgeborenen setzte Adolf, wie vielleicht jeder Vater, besondere Erwartungen. Er sollte die politische Arbeit des langsam in die Jahre gekommenen Veteranen übernehmen, fortsetzen, ausbauen und irgendwann deren Früchte ernten. Dass der Zweitgeborene Tell dazu nicht in der Lage sein würde, stellte sich bald heraus. Er war noch künstlerischer veranlagt als Brandel und zeigte wenig Interesse an politischer Arbeit. Die drei jüngeren Mädchen kamen im Selbstverständnis der damaligen Zeit und auch in dem des Patriarchen Adolf dafür sowieso nicht infrage. Klara Zetkin und die junge Rosa Luxemburg waren auch in dieser Hinsicht Ausnahmegestalten, die die Regel bestätigten.

Anfänglich schien Brandel diese Erwartungen erfüllen zu wollen, getreu den Vorstellungen seines Vaters und politischen Lehrmeisters. 1912 legte er am Offenburger Gymnasium sein Abitur ab. Sein Berufswunsch war Journalist. Anfang 1913 war



Marie Geck  
Foto: Stadtarchiv  
Offenburg



*Brandel, Tell, Erika,  
Freya und Rothraud  
Armanda Geck,  
ca. 1910  
Foto: Stadtarchiv  
Offenburg*

er offensichtlich auch gewillt, nach Berlin auf die Parteischule der SPD zu gehen, der Kadenschmiede, die auf ein politisches Leben in der Partei- bzw. der Gewerkschaftsorganisation vorbereiten sollte. Dass seine Aufnahme in den Jahrgang 1913 an einer hartnäckigen Lungenentzündung scheiterte, hatte symbolische Bedeutung. Man soll ja, solange konkrete Informationen fehlen, vorsichtig sein mit der Zuordnung von Wendepunkten im Leben von Menschen. Doch in diesem Jahr 1913 verließ Brandel Geck endgültig den ihm zugedachten Weg. Er begann sich abzunabeln, ja sich zu emanzipieren. Erste Anzeichen dafür hatte es schon 1912 gegeben, als er Offenburg verließ und offensichtlich seinen Einjährig-Freiwilligen-Dienst in Gießen, in einem preußisch-hessischen Regiment ableistete.

Danach blieb er in Gießen und schrieb sich an der dortigen Universität ein. Weg von dem politisch dominanten Vater und einer überaus fürsorglichen Mutter, raus aus dem badischen Laufstall, in dem er sich offensichtlich zunehmend beengt fühlte, in eine beschauliche Universitätsstadt, die – um es vorsichtig zu formulieren – eher an der Peripherie der politischen Auseinandersetzungen der Zeit lag. Am 15. November 1913 immatrikulierte er sich im Fach Philosophie, bei seinem großen Talent für Literatur, Musik und Sprachen eine durchaus nachvollziehbare Studienwahl.<sup>11</sup> In Gießen fand er auch mit Hilde Trapmann eine Gefährtin, die zur großen Liebe seines kurzen Lebens werden sollte. Bei Adolf Geck sollte diese Verbindung erst nach langen innerfamiliären Auseinandersetzungen auf Akzeptanz stoßen.

In Gießen kam Brandel offensichtlich auch zu der Erkenntnis, dass die politischen Ziele der Sozialdemokratie eher durch Annäherung an und punktueller Zusammenarbeit mit dem

wilhelminischen Obrigkeitsstaat zu erreichen waren, als durch eine Fundamentalopposition, bei der die Sozialdemokratie außerhalb der Gesellschaft verharrte. Sicher nahm er sich dabei die Politik der badischen Sozialdemokratie zum Vorbild, die z.B. in einer Zusammenarbeit mit den Nationalliberalen mit dem Ziel, die größte Partei, das Badische Zentrum, politisch zu neutralisieren, keinen Tabubruch erblickte. Adolf Geck wiederum bekämpfte diese Abweichung von der offiziellen Linie der Reichspartei und geißelte den Verrat an den sozialdemokratischen Prinzipien mit aller Vehemenz. Schon die Teilnahme führender Sozialdemokraten an der Beerdigung Großherzog Friedrichs I. im Jahre 1907 war für ihn einer Blasphemie gleichgekommen.

Vater und Sohn entfernten sich voneinander – geografisch, vor allem aber mental und in ihren Überzeugungen, während Mutter Marie verzweifelt versuchte, den Familienverbund zusammenzuhalten und die Verbindungen der beiden Pole nicht ganz abreißen zu lassen.

Besonders deutlich – und für alle Augen sichtbar – wurde diese gegenseitige Entfremdung im August 1914. Während Adolf Geck bis zum Kriegsausbruch in der festen Überzeugung verharrte, eine konzertierte Aktion der Internationalen Arbeiterbewegung werde den Ausbruch von Feindseligkeiten in Mitteleuropa zu verhindern wissen, stand Brandel auf der Seite derjenigen in der Sozialdemokratie, die es für die patriotische Pflicht auch der Genossen hielten, dem bedrängten, eingekreisten und angegriffenen Vaterland zur Hilfe zu eilen. In der Not – so die damalige Überzeugung – hatte man zusammen zu stehen, ungeachtet aller politischen Unterschiede. Gleichzeitig sollten aus diesem Mitmachen Ansprüche erwachsen, was die Mitwirkung der ehemaligen Reichsfeinde bei der zukünftigen Gestaltung der politischen und gesellschaftlichen Lebensverhältnisse anging.

Dies waren anfänglich Hoffnungen, genährt durch das Blutopfer so vieler bekannter wie unbekannter Sozialdemokraten, die schon im ersten Kriegsjahr, an allen Fronten, besonders im Westen ihr Leben ließen. Das erste Kriegsjahr war gemessen an seinen Ausfallzahlen das blutigste des gesamten Weltkriegs. Zu den berühmtesten Opfern zählte zweifelsohne der immer noch jugendliche Star der badischen wie der deutschen Sozialdemokratie, der 1874 in Nonnenweier geborene Ludwig Frank. Auch wenn dieser noch Ende Juli 1914 in Mannheim vor mehr als 6000 Zuhörern eine begeisternde Friedensrede gehalten hatte, war er Anfang August – nun in der festen Überzeugung, dass Deutschland von seinen Feinden zum Krieg gezwungen werde –

einer der eifrigsten Befürworter der Zustimmung der SPD zu den Kriegskrediten, wie es am 4. August 1914 auch geschah. Doch Frank ging noch weiter. Als erster Reichstagsabgeordneter meldete er sich unmittelbar nach der Abstimmung als Kriegsfreiwilliger an die Front. Er zog damit die Konsequenz aus seiner Einschätzung, dass die „internationale Idee ... auf lange hinaus zurückgedrängt“ sei „durch die Realität einer nationalen Arbeiterbewegung“. Umso notwendiger sei daher, seinen „Platz in der Linie, in Reihe und Glied“ einzunehmen, gerade weil dieser Krieg auch ein Krieg gegen das noch in Preußen geltende Dreiklassenwahlrecht sei, das bislang die Sozialdemokraten erfolgreich von jeder politischen Teilhabe ausgeschlossen hatte.<sup>12</sup>

War dies anfänglich noch als Hoffnung formuliert, so entstanden daraus – je länger der Krieg dauerte und je mehr Verluste zu beklagen waren – konkrete Forderungen, wie sie der Vorsitzende der SPD, der Heidelberger Sattlergeselle Friedrich Ebert, am 5. April 1916 im Berliner Reichstag unmissverständlich erhob: „Meine Herren, dieses neue Schützengrabengeschlechts, das in langen Monaten in Kampf und Gefahr gemeinsam dem Tode ins Auge geschaut hat, dem Tode, der keine Klassen und keine Ausnahmen kannte, – dieses neue Schützengrabengeschlecht lässt sein politisches Leben nicht wieder in die Drahtverhaue des Dreiklassensystems hineinzwingen.“<sup>13</sup> Die Anerkennung der Gewerkschaften als Verhandlungspartner 1916 wurde als erste Bestätigung der politischen Strategie der Sozialdemokraten interpretiert. Ludwig Frank durfte dieses hoffnungsvolle Zeichen für die Integration der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in den wilhelminischen Staat nicht mehr erleben. „Ich weiß nicht, ob auch die französischen Kugeln meine parlamentarische Immunität achten“, so schrieb er schon ahnungsvoll am 23. August 1914, wenige Tage vor dem Abtransport an die Westfront. Dort starb Ludwig Frank bei seinem ersten Kampfeinsatz als Gefreiter des 2. Badischen Grenadier-Regiments „Kaiser-Wilhelm“ Nr. 110 am 3. September 1914 in der Nähe von Lunéville.<sup>14</sup>

Sich jetzt einbringen, um später zu ernten und gleichzeitig das Vorurteil von den vaterlandslosen Gesellen durch die eigene patriotische Tat zu widerlegen, das waren auch die persönlichen Motive, die Brandel Geck bewogen, sofort bei Kriegsbeginn den Soldatenrock überzustreifen. Dass er seinen Vater damit enttäuschte, war ihm bewusst. Vielleicht auch zu seiner eigenen Beruhigung interpretierte er diesen Schritt dialektisch: „Je mehr Vater ... für seine Idee zu kämpfen hat, umso mehr habe ich ... die Pflicht, das odium abzuwehren, das daraus entspringt, und dafür die bona fides zu erkämpfen. Und in diesem

Sinn muss ich herausen sein, ... wo es am Gefährlichsten ist, ... nicht beim Stab, wo nach Volksmeinung die Drückeberger sitzen.“<sup>15</sup> Die meisten seiner Briefe waren an die Mutter gerichtet. Eigentlicher Adressat war jedoch Adolf Geck, der offensichtlich wenig Verständnis für seinen pflichtbewussten und vielleicht auch militärbegeisterten Sohn aufbrachte.

Am zweiten Mobilmachungstage jedenfalls, so berichtet er in einem Brief am 30. Juli 1914, musste er sich in Gießen „stellen“ und auch sein sofortiger Abtransport als Unteroffizier der Reserve in der 6. Kompagnie des Infanterie-Regiments Kaiser Wilhelm Nr. 116 an die Westfront unterstreicht seine vorhandene militärische Erfahrung.<sup>16</sup> Von patriotischem Überschwang und Begeisterung war bei Brandel Geck allerdings nichts zu spüren. Im Gegenteil: Er war sich der auf ihn lauern den Gefahren wohl bewusst und sah auch die Möglichkeit, dass er „unter Umständen ... seine Lieben nimmer zu sehen“ bekam. Am 1. August empfahl er seine Freundin, sollte er fallen, der Fürsorge seiner Mutter. Gleichzeitig bat er sie, sich intensiv um seinen Vater zu kümmern, der offensichtlich kein Verständnis für den Schritt seines Ältesten und dessen Genugtuung aufbrachte, „wieder den Soldatenrock tragen zu dürfen und zu zeigen, was man kann“.

Auch wenn sich Brandels Haltung zur Praxis des Krieges und zu dem, was er aus den Menschen machte, im Laufe der Zeit deutlich verändern sollte, genoss er anfänglich zumindest das Soldatenleben in vollen Zügen. Dass er schon nach wenigen Tagen, genauer am 27. August 1914, beim Sturm auf eine französische Stellung bei Sedan, drei Bajonettstiche ins linke Bein erhielt und nach Krefeld ins Lazarett kam, erfüllte ihn mit Bedauern. Schließlich vermasselte doch diese leichte Verwundung vorerst sein Ziel, das Eiserne Kreuz zu erhalten und auf der militärischen Rangliste weiter nach oben zu klettern: „Denn befördern tun sie einen doch nur an der Front“, berichtete er resignierend nach Offenburg.<sup>17</sup>

Kaum wiederhergestellt warf sich Brandel wieder in den Kampf, mit hohem persönlichen Mut, ja manchmal verwegendem Draufgängertum. Die von ihm so ersehnten Auszeichnungen ließen nicht lange auf sich warten, zuerst das Eiserne Kreuz II, dann das EK I, später noch die Hessische Tapferkeitsmedaille. Zu diesen Auszeichnungen kamen die militärischen Beförderungen, schon im Herbst 1914 zum Offiziersstellvertreter, danach zum Leutnant.

Das Fortkommen Brandels wurde auch in Offenburg registriert, nicht zuletzt dank des „Alt-Offenburgers“, in dem Adolf Geck mit unverhohlenen Stolz auf seinen Ältesten Ausschnitte

aus dessen Feldpostbriefen veröffentlichte. Sehr zum Verdruss von Brandel, der sich allzu intime Einblicke der Öffentlichkeit in sein Seelenleben verbat: „Es ist für mich das Allerpeinlichste, meine innersten Empfindungen aller Öffentlichkeit zum Fraß vorgeworfen zu sehen“, so Brandel am 15. März 1916 an seinen Vater.<sup>18</sup>

Sein Regiment war an vielen Brennpunkten der Westfront eingesetzt: 1914 an der Marne, 1915 im Stellungskrieg der Westfront, 1916 bei den Massenschlachten vor Verdun, an der Aisne und der Somme.

Weitere Verwundungen waren die Folge. Im Frühjahr 1916 erwischte es ihn bei Nesle (Departement Somme). Mehrere Wochen wurde er vor Ort von einer französischen Familie liebevoll gepflegt, ehe er transportfähig war und zur vollständigen Genesung nach Offenburg kam. Über befreundete Militärkameraden gelangte diese Nachricht an Marie Geck, die allen Konventionen und Postbeschränkungen zum Trotz Kontakt mit Joséphine Dubus aufnahm, um sich bei ihr für diese große menschliche Geste zu bedanken.<sup>19</sup> Daraus entstand eine kurze, aber umso bemerkenswertere Korrespondenz, die nicht zu Unrecht bei der späteren Ordnung des Nachlasses von Adolf Geck mit der Rubrik „Dokumente der Menschlichkeit“ versehen wurde. Außergewöhnlich, weil sich zwei Mütter befeindeter Nationen über die Fronten hinweg über diesen schrecklichen Krieg austauschten, außergewöhnlich auch, weil Marie Geck später als Vermittlerin zwischen der französischen Familie und deren in Celle als Kriegsgefangenem inhaftierten Schwiegersohn diente. Einig waren sich Joséphine Dubus und Marie Geck in ihrer Hoffnung auf Frieden: „Je souhaits enfin dans une pensée commune qu’une paix bien factrice mettra bientôt fin à cette longue guerre“, so Joséphine am 3. September 1916. Marie daraufhin am 3. Oktober: „Un jour elle finira cette terrible guerre et dans les pays stériles, dans les villes et villetés tristes et abandonnées regnera la paix et des hommes unis en fraternité. C’est mon foi [sic!]. Ainsi soit-il!“ Und Mère Joséphine am 2. November desselben Jahres: „Il est temp que cette triste et horrible guerre prenne fin et que la Paix vienne mettre trêve à cet horrible cauchemar qui désole et endeuille tant de familles de l’Europe entière.“<sup>20</sup>

Die Sehnsucht nach einem Ende des Krieges bemächtigte sich auch zunehmend des jungen Leutnants Brandel Geck. Die Verdrängungsmechanismen, mit denen er sich einige Zeit gleichsam immunisiert hatte gegen das schreckliche Blutbad um ihn herum, begannen ihre Wirksamkeit einzubüßen. Aus Verdun schrieb er 1916 an seine Mutter: „Nun liegen wieder

tausend blühende Leben auf den Hängen dieser blutigen Erde. Es muss alles so rasch wie möglich im Unterbewusstsein versinken wie ein schlimmer Traum!“ Noch im selben Jahr sind erste Zweifel an der Sinnhaftigkeit seines Tuns in diesem Gemetzel zu erkennen: „Die Kraft, die dich bewegt, heißt eiserne Pflicht und Verantwortung mit Ausschaltung von allem, was sich in dir regen könnte. Nur eine blitzartige Frage schoss mir auf: Gibt es nicht eine Grenze der unbegrenzten Pflicht?“<sup>21</sup> Der Verlust seiner Unbekümmertheit hing sicher auch damit zusammen, dass Brandel Geck eine gemeinsame Zukunft mit Hilde plante, sie auf jeden Fall durch eine Hochzeit schon während des Krieges sozial absichern wollte. Das Verhältnis seines Vaters zu seiner Freundin hatte sich deutlich verbessert. Bei Brandels schwerer Verwundung im Frühjahr 1916 hatte er sich sogar telegrafisch mit ihr in Verbindung gesetzt, zum großen Erstaunen von Marie, die fast triumphierend Brandel berichtete: „Dem Hildekind hatte der Vaterle schon telegraphiert! Weißt Du, was das auf seinem Seelenbarometer heißt?“<sup>22</sup> Doch trotz dieser Entspannungszeichen waren die Eltern alles andere als begeistert, als sie von der geplanten Hochzeit erfuhren. Es war weniger die gefährliche Kriegszeit als vielmehr die wirtschaftlich ungesicherte Zukunft des jungen Paares, die Mutter Marie Sorgen machten. Die Vorstellung Brandels, nach seiner Heirat das väterliche Geschäft zu übernehmen, ließ sich nach Auffassung der Mutter nicht so einfach umsetzen. Marie wies vielmehr auf die „Brüchigkeit“ der Druckerei und des Zeitungsgeschäfts hin, die allein auf der Anerkennung Adolf Gecks in der Offenburger Gesellschaft ruhten. Daneben barg die Isolierung des Seniors im politischen Leben in Offenburg, die sich durch seine weiterhin ablehnende Haltung zum Krieg noch verschärft hatte, ein nicht zu unterschätzendes Unternehmensrisiko. Die bei der Übernahme des Geschäfts durch Brandel notwendig anstehende Erbaueinandersetzung zwischen den Geschwistern bedeute eine zusätzliche Belastung, dem das Unternehmen nicht gewachsen sei, das nicht einmal zwei Familien trage. Die Botschaft seiner Mutter an Brandel war klar: Vor einem erfolgreichen Abschluss seines Studiums und ohne eine auskömmliche Lebensstellung war es unverantwortlich, die Gründung einer Familie ins Auge zu fassen. Bei seinem derzeitigen Bildungsabschluss sei sogar sein bescheidener Wunsch, „vielleicht einmal Bürgermeister deiner Vaterstadt zu werden“, nicht zu verwirklichen.<sup>23</sup>

Doch die mütterlichen Ratschläge fruchteten wenig. Denn Brandel heiratete per Kriegstrauung seine Hilde, die kurze Zeit später einem Töchterchen, Ingeborg, das Leben schenkte.

Gleichzeitig wechselte er das Studienfach, hin zu einem sog. Brotberuf. Ab Wintersemester 1916/17 schrieb er sich an der juristischen Fakultät der Universität Gießen ein. Mit einem Juraexamen in der Tasche war die Unterhaltung seiner Familie sicher einfacher (möglicherweise auch die Aussichten besser, in seiner Heimatstadt Bürgermeister zu werden) als mit einem Abschluss in Philosophie. Vielleicht fördert eine systematische Durchsicht aller Korrespondenzen im großen Nachlass Geck weitere Erkenntnisse über eine Reaktion Adolf Gecks auf diese Hochzeit zu Tage. Derzeit ist davon auszugehen, dass es keine gab, was bezeichnend genug ist.

Mutter Marie jedenfalls litt offensichtlich unter dem Gegensatz zwischen ihrem Mann und ihrem ältesten Sohn, der nach ihrer Einschätzung auf identischen Charaktereigenschaften beruhte (unausgesprochen: Halsstarrigkeit, Dickköpfigkeit bis hin zur Rechthaberei), die sich allerdings unterschiedlich entwickelt hätten: „... beim Vater nach der politischen, bei mir nach der militärischen Seite“, wie Brandel im Mai 1917 analysierte.<sup>24</sup>

Die neue Verantwortung, die Brandel mit der Heirat und als Familienvater übernommen hatte, machte aus ihm keinen vorsichtigeren Soldaten. Weiterhin war er an der Front ein Vorbild in Einsatz und Pflichterfüllung für seine Untergebenen. Gleichzeitig wuchs seine Friedenssehnsucht und aufmerksam registrierte er alle Zeichen, die auf eine baldige Beendigung des Schlachtens hindeuteten. Die russische Februarrevolution war für ihn ein solches Zeichen. Am 22. April 1917 schrieb er voller Euphorie an seine Mutter: „Wer von uns hätte geahnt, dass aus dem Osten der schauerlich schöne Gesang ertönen soll, der Lichtstrahlen der Freiheit und eines Geistes verkündet, den der ‚zivilisierte und liberale‘ Westen kaum zu erträumen wagte. Das absolutistische Russland greift in die Speichen der Räder der Weltgeschichte und hält ein Gericht vor Augen aller Völker, die nicht Ohren genug haben können um zu hören, wie mächtig sich eine Idee, ein großer Gedanke elementar verwirklicht gegen den Willen derer, die ihn in Form eines abscheulichen Wechselbalges gebären lassen wollten“.<sup>25</sup>

Doch bald nahm ihn der „elende Krieg“ wieder voll in Beschlag. Ekel und Abscheu vor ihm wuchsen, zumal er bei der Räumung von St. Quentin die „bête humaine“ in ihrer „viehischen“ Zerstörungswut kennen lernen sollte. St. Quentin, eine Kleinstadt im Departement der Aisne, berühmt für ihre mittelalterliche Kathedrale, war schon am Beginn des Krieges stark durch Artillerie beschädigt worden. Besetzt von den deutschen Truppen, wurde die Stadt im Frühjahr 1917 Teil der Hinden-

burglinie und damit unmittelbares Frontgebiet, seine Bewohner evakuiert. Nach der Evakuierung wurde die Stadt de facto zur Plünderung freigegeben. Brandel Geck litt unter den dabei vorkommenden „Orgien ... sadistischer Rohheit“, die vor nichts und niemandem Halt machten. Privathäuser, aber auch Museen, Kunstgalerien und Archive wurden systematisch durch deutsche Truppen geplündert, deren Bestände entwendet oder zerstört und deren Gebäude danach in Brand gesetzt. Seine Verzweiflung und seine Abscheu vor dem Tier im Menschen ist förmlich mit Händen zu greifen, wenn er – wohl offensichtlich um der Briefzensur zu entgehen – Teile seines Berichts an seine Mutter in Französisch schreibt: (Übersetzt) „Dass wir von den Russen in Ostpreußen sprechen. Die Soldaten amüsieren sich ... von der Balustrade der Theaterloge in den Orchestergraben zu scheißen, soll mir einer sagen, wozu das nötig ist. Museen und Galerien anzuzünden, nachdem man deren Pretiosen und teuren Gemälde gestohlen hat, damit der Diebstahl nicht bemerkt werde.“ Dem unauslöschlichen Schandfleck auf der deutschen Kultur, der Brandels „Anschauungen vom idealen Grundgedanken der Kriegsnotwendigkeit von Grund auf“ revidierte, setzte er insofern individuellen Widerstand entgegen, als er begann, „einige Sachen und Bücher, die mir wertvoll erscheinen, aus den Leichenhaufen zu bergen und zurückzuschicken, damit sie nicht dem allgemeinen Untergang verfallen“.<sup>26</sup>

Wir wissen nicht, was er alles nach Offenburg geschickt hat. Im Nachlass der Familie Geck, der sich im Generallandesarchiv in Karlsruhe befindet, wurden jedenfalls bei dessen Erschließung in den 1990er Jahren einige Urkunden aus dem Stadtarchiv von St. Quentin entdeckt sowie Teile der mittelalterlichen Fensterverglasung der Kathedrale, die als kleine Geste der Versöhnung und Wiedergutmachung im Jahre 1998 offiziell an die Stadt zurückgegeben worden sind.<sup>27</sup>

Der Krieg, in den er 1914 so voller Euphorie gezogen war, entpuppte sich spätestens Mitte 1917 für ihn als sinnloses und ungerechtes Unterfangen. Als Pflichtverteidiger in Kriegsgerichtsprozessen musste er sich mit zahlreichen Befehlsverweigerungen einfacher Soldaten auseinandersetzen. Diese „Aufgabe, woran man ungeteilt sein ganzes Können setzen darf, ohne unter den hiesigen Verhältnissen zu leiden“, nahm ihn gefangen. Wenn es ihm gelang, für die Befehlsverweigerer eine Gefängnisstrafe herauszuhandeln und damit deren Überlebenschance zu erhöhen, war es für ihn „ein Segen“. Gleichzeitig bekam er bei diesen Verhandlungen tieferen Einblick in die Gemütslage der einfachen Soldaten auf der einen Seite, in die

menschenverachtende Einstellung der übergeordneten militärischen Strategen auf der anderen Seite, die mit ihren sinnlosen Befehlen die Befehlsverweigerungen geradezu provozierten. Fast hoffnungsvoll berichtete er am 17. September 1917 nach Hause: „Die Erbitterung ist grenzenlos und ich glaube, ein Arbeiter- und Soldatenrat nach russischem Muster würde unter verschiedenen Kategorien von Vorgesetzten gewaltig aufräumen“. „Diesen Vorgesetzten eklig an den Wagen“ zu fahren, weil sie „im Interesse von schmutziger Wäsche“ ihn bestimmen wollten, „das ‚Häfele-Aufdecken‘ zu unterlassen“, war eine der Privilegien, die er als Pflichtverteidiger weidlich ausnutzte.

In erster Linie blieb er allerdings Frontoffizier, der mit seinem Regiment bei der Abwehr des alliierten Vorstoßes in der dritten Flandernschlacht, Ende 1917, ebenso eingesetzt war wie bei der letzten erfolglosen Großoffensive der deutschen Truppen, dem Unternehmen Michael, im Sommer 1918. 19 Tage vor Kriegsende, am 23. Oktober 1918, wurde Brandel Geck bei Bavay, einer kleinen Gemeinde im Departement Nord, unmittelbar an der französischen Grenze zu Belgien, von einer Granate tödlich getroffen. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Frasnoy, zusammen mit 4446 namentlich bekannten und 449 unbekanntem Kameraden. Erst vier Jahre später erfuhren die Eltern die genaue Lage seines Grabes.

Die Nachricht vom Tode Brandels machte schnell die Runde in Offenburg. Georg Monsch, lange Jahrzehnte sozialdemokratischer Weggefährte Adolf Gecks, notierte in seinem Tagebuch: „Brandel, von der Natur verschwenderisch ausgestattet mit herrlichem Talent zur Wissenschaft, Musik, Gesang, Beredsamkeit, einem goldenen, lieben Gemüt und Frohsinn. Noch war sein Werdegang unvollendet ... Die sozialdemokratische Partei erhoffte in ihm einstens einen Führer mit scharfem Verstand und reichen Kenntnissen, aber auch mit einem treuen, guten Herzen zum Aufstieg und zum Wohlergehen des internationalen Proletariats, zum Segen der gesamten Menschheit.“<sup>28</sup>

Ähnlich auch Rosa Luxemburg, die am 18. November 1918 aus dem Hotel Moltke in Berlin an Adolf und Marie Geck nach Offenburg schrieb:

*„Meine theuren, geliebten herzinnigen Freunde! Eben erhalte ich über Breslau das furchtbare schwarze Couvert. Mir zitterte schon die Hand u[nd] das Herz, als ich die Schrift u[nd] den Stempel sah, doch hoffte ich noch, das Schrecklichste würde nicht Wahrheit sein. Ich kann es nicht fassen u[nd] Thränen hindern mich am Schreiben. Was Ihr durchmacht, ich weiss es, ich fühle es, wir wissen den furchtbaren Schlag alle zu ermessen. Ich habe so unendlich viel von ihm für die Partei, für die Menschheit erwartet.“*

*Mit den Zähnen möchte man knirschen. Ich möchte Euch helfen, u[nd] doch giebt es keine Hilfe, keinen Trost. Ihr Lieben, lasst Euch nicht durch Schmerz überwältigen, lasst die Sonne, die in Eurem Hause immer strahlt, nicht unter diesem Entsetzlichen verschwinden. Wir alle stehen unter dem blinden Schicksal, mich tröstet nur der grimmige Gedanke, dass ich doch auch vielleicht bald ins Jenseits befördert werde – vielleicht durch eine Kugel der Gegenrevolution. Aber solange ich lebe, bleibe ich Euch in wärms-ter treuester, innigster Liebe verbunden und will mit Euch jedes Leid, jeden Schmerz teilen.*

*Tausend Grüße  
Eure Rosa<sup>129</sup>*

Auch Karl Liebknecht übermittelte sein Beileid. Prophetische Worte aus dem Mund der revolutionären Galionsfigur der Spartakisten; wenige Wochen später wurden Luxemburg und Liebknecht tatsächlich von der Gegenrevolution brutal ermordet.

Aus der Distanz hat es tatsächlich den Eindruck, als habe mit dem Tode Brandels die immer strahlende Sonne über dem Hause Geck gewaltig an Leuchtkraft verloren. Die schon bislang sparsamen Kontakte mit Hilde Brandel und dem Enkelkind Ingeborg reduzierten sich weiter – über deren weiteres Schicksal ist derzeit nichts bekannt. Erika, Freya und Tell verließen Offenburg, lediglich die jüngste, Rothraud blieb dauerhaft in der Stadt. Es wurde still bei den Gecks, zumal Adolf nach dem Scheitern des USPD-Experimentes auch in Baden seinen politischen Einfluss weitgehend verlor.

## Anmerkungen

- 1 Vortrag, gehalten am 15. Januar 2015, beim Historischen Verein Mittelbaden. Die Vortragsfassung wurde für die Publikation weitgehend beibehalten.
- 2 Rede vom 7. März 1904. In: [http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt\\_k11\\_bsb00002808\\_00737.html](http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt_k11_bsb00002808_00737.html)
- 3 Zu Adolf Geck vgl.: Dittler, Erwin: Adolf Geck (1854–1942). In: Die Ortenau 62 (1982), 212–301; 63 (1983) 234–273; Haselier, Günther: Inventar des Nachlasses Adolf Geck im Generallandesarchiv Karlsruhe. Stuttgart 1975; Hochstuhl, Kurt: Wie der Vater, so der Sohn? Adolf und Brandel Geck, Sozialdemokraten. In: Brüning, Rainer/Brasseur-Wildt, Laetitia (Bearb.): Menschen im Krieg. 1914–1918 am Oberrhein. Stuttgart 2014, 30–35 (Ausstellungskatalog)
- 4 Müller, Klaus Peter: Politik und Gesellschaft im Krieg: der Legitimitätsverlust des badischen Staates 1914–1918. Stuttgart 1998; Schadt, Jörg/Schmierer, Wolfgang (Hrsg.): Die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte: von den Anfängen der Arbeiterbewegung bis heute. Stuttgart 1979
- 5 GLA N 69 Geck, N 985 (19.09.1914)
- 6 Zu Brandel Geck vgl.: Rehm, Clemens: Raub oder Rettung? „Kulturgutschutz“ 1917 in St. Quentin durch einen deutschen Offizier. In: Die Ortenau 81 (2001), 435–442; Zimmermann; Clemens: Krieg, Individualität und Selbstbehauptung: Karl Berberich und Brandel Geck im Ersten Weltkrieg.

- Vortrag, gehalten am 11.5.2001 bei der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein. <http://ag-landeskunde-oberrhein.de/index.php?id=p401v> (Zugriff 25.12.2014)
- 7 Scherb, Ute: Marie Geck (1865–1927). Eine außergewöhnliche Geschäftsfrau. In: Momente 1/2011. <http://www.staatsanzeiger.de/kultur-und-geschichte/momente/rubriken/landleute/landleute-detailansicht/artikel/marie-geck-1865-bis-1927/> (Zugriff 25.12.2014)
  - 8 Zu Tell Geck (1895–1986) vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Tell\\_Geck](http://de.wikipedia.org/wiki/Tell_Geck) (Zugriff 25.12.2014)
  - 9 Zu Freya Heymann vgl. [http://en.wikipedia.org/wiki/Erika\\_Heymann](http://en.wikipedia.org/wiki/Erika_Heymann) (Zugriff 25.12.2014)
  - 10 Zu Rothraud Weckerle-Geck vgl.: Dittler, Erwin: Rothraud Weckerle-Geck (1898–1983) und Martha Schanzenbach (\*1907): zwei sozialdemokratische Frauen der „Ersten Stunde“ in Südbaden. In: Badische Heimat 75 (1995), 659–669
  - 11 Mitteilung des Archivs der Justus-von-Liebig-Universität Gießen aus den Studentenmatrikeln v. 27. Oktober 2014.
  - 12 Ludwig Frank an Gustav Mayer, 27. August 1914. Zit. nach: Frank, Ludwig: Aufsätze, Reden und Briefe, ausgewählt und eingeleitet von Hedwig Wachenheim. Berlin 1924, 358
  - 13 Friedrich Ebert, 5. April 1916. [http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt\\_k13\\_bsb00003403\\_00081.html](http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt_k13_bsb00003403_00081.html) (Zugriff 25.12.2014)
  - 14 Watzinger, Karl Otto: Ludwig Frank. Ein deutscher Politiker jüdischer Herkunft. Mit einer Edition Ludwig Frank im Spiegel neuer Quellen. Bearb. von Michael Caroli, Jörg Schadt und Beate Zerfaß. Sigmaringen 1995
  - 15 GLA N Geck Nr. 299 (an Marie Geck, 20.5.1917)
  - 16 Hiß, Albert: Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm (2. Großherzoglich Hessisches) Nr. 116 (Erinnerungsblätter deutscher Regimenter, Band 104), Oldenburg 1924
  - 17 GLA N Geck Nr. 296 (30.07.1914; 01.08.1914; 12.09.1914)
  - 18 GLA N Geck Nr. 298 (15.03.1916)
  - 19 Nach dem französischen Telefonbuch gibt es den Familiennamen Dubus auch heute noch in Nesle.
  - 20 GLA N Geck Nr. 307
  - 21 Zit. nach: Offenburger Tagblatt vom 26. Juli 2014
  - 22 GLA N Geck Nr. 290 (03.03.1916)
  - 23 Ebd.
  - 24 GLA N Geck Nr. 299 (20.05.1917)
  - 25 Ebd. (22.04.1917)
  - 26 Ebd. (14.05.1917)
  - 27 Rehm (Anm. 5); Desbleds, Denis: Les amitiés particulières de Karlsruhe et Saint-Quentin. In: La Voix de l’Aisne, 12 novembre 1998, S. 2208; Becquart, Damien: 11 novembre: il faut sauver les archives du soldat Brandel Geck. In: L’Union, 13 novembre 1998
  - 28 Dittler, Erwin: Kleine Offenburger Chronik. Typoskript. Kehl-Goldscheuer 1992 (aus den Tagebüchern des Georg Monsch). Vorhanden im Stadtarchiv Offenburg
  - 29 GLA N Geck Nr. 967 (18.11.1918)